

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 26 (1922-1923)

Heft: 12

Artikel: Arnold Ott, der Schaffhauser Arzt und Dichter [Schluss]

Autor: Haug, Ed.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Arnold Ott,
der Schaffhauser Arzt und Dichter.

Von Prof. Ed. Haug.

Ein reizvolles Bild des achtzehnjährigen Bauernmädchen hat Ott in einem Gedicht aus dem Jahre 1880 entworfen, in welchem der frische, warme Ton des Volksliedes, als der dem Gegenstand entsprechenden Form, sehr gut getroffen ist:

Mein Lieb.

Mein Lieb ist eine wilde Ros,
trägt Dorn und süßen Duft,
ein Kind des Volkes, frisch und bloß,
erblüht in freier Luft.
Mein Lieb ist arm, geht ohne Hut,
barhaupt in Mittagsglut,
sein goldig Haar, wie Spinnweb fein,
glitzt hell im Sonnenschein.
Sein Auge glänzt wie's Blümlein blau,
noch feucht vom Morgentau,
seine Wang' ist eine Apricot,
sein Mund eine rote Ros.
Und wem sein leuchtend Auge blitzt,
dem wird das Herz geritzt;
doch wem es gönnnet den roten Mund,
der wird gesund zur Stund'.
Sein Köschen Röcklein ist zu kurz,
verwachsen wie der Schurz;
doch geht's durchs Dorf mit stolzem Gang,
scheint Rock und Schurz zu lang.
Ein gläsern Herz trägt's um den Hals;
zerbricht es allenfalls —
ein andres Herz von Edelstein
hat's noch, und das ist mein.
Sein Wuchs ist schlank, sein Wort ist frank,
sein Hemd wie's Herz so blank;
es ist ein Weib und ist ein Kind,
wie ich kein andres find'.
Es blickt so frei und trüglich,
die Knaben fürchten sich;
als hienächt in den Arm ich's nahm,
war's doch so fromm und zahm!
Mein Lieb ist eine wilde Ros
trägt Dorn und süßen Duft,
ein Kind des Volkes, frisch und bloß,
erblüht in freier Luft."

Als Ott 10 Jahre später dieses Gedicht Freund W i d m a n n schickte, bemerkte er dazu:

„Beiliegend ein Gedicht, das kein anderes Verdienst beansprucht, als das Konterfei meiner Frau zu sein, da sie noch ein achtzehnjähriges

(Schluß.)

Bauernmädchen und meine Braut war. Sie haben mir in Ihren Schriften so viele Herzensgeheimnisse verraten, daß ich Ihnen auch eines schulde; freilich verhält sich Ihr feinsinnliches und sinniges Dhyll: Moze und Zippora zu meinem derben Bauernliebesfrühling wie Chambagner zu Sauerfrau oder wie Forellen zu Döpfelstückli. Ich weiß, daß das Gedicht schlecht ist; es ist schlecht, weil es nur der Anschauung, nicht dem Gedanken entsprungen ist. Man kann die Verse willkürlich versetzen, ohne den Sinn zu verleihen, was denn beweist, daß ihm überhaupt der Sinn fehlt. Es ist darum nicht zur Veröffentlichung bestimmt. Wenn Sie es als Momentaufnahme im Lichte der Erinnerung in Ihr Photographiealbum legen wollen, so geschieht ihm schon viel zu viel Ehre."

W i d m a n n antwortete darauf: „Nur weil ich mir dachte, daß Sie unterwegs“ (nach Villa Carlotta) „seien, beantwortete ich das reizende Gedicht nicht, dem Sie sehr Unrecht tun, wenn Sie die Verschiebungsmöglichkeit der Aufeinanderfolge der einzelnen Verse tadeln. Dem Stoff ganz gemäß! Man kann ja auch einmal von unten oder rechts oder links zu küssen anfangen. Mir ist es sehr lieb und angenehm.“ Auch die Titelheldin in Ott's „Agnes Bernauer“ ist ein getreues Spiegelbild von Anna Spörli, wie der Dichter selbst in einem Brief an seine Frau bezeugt.

Ott sah das Mädchen zum erstenmal im Frühherbst 1868 auf der Steintreppe ihres Hauses, als sie eben vom Dehnden heimkam. Er fragte sie nach der Mutter, mit der er beruflich zu reden hatte, und als diese erschien, rief er: „Hebamme, worum händ Ihr mir nid geseit, da-n=Ihr sone schöni Töchter händ? Die mue mi Frau werde!“ Sie nahm es als Scherz; von da an aber erschien er häufig in der Wirtschaft, zum Ürger des franken Vaters, der da sich etwas anspinnen sah und doch das Mädchen gerne für die Wirtschaft behalten hätte. „Wenn nu der Chaibe-Dokter numme chäm!“ brummte er manchmal. Doch hoffte er noch, Ott werde sich bei seinem Töchterlein einen Korb holen; denn dieses hatte einmal wegwerfend gesagt, den möchte sie noch lange nicht. Dem zerissen Innern des Doktors entsprach nämlich sein

ziemlich vernachlässigtes Äußeres. Als Ott dann bei dem Vater um die Tochter anhielt, meinte dieser lachend, sie werde ihn nicht wollen. Sie aber hatte bereits gemerkt, daß hinter dem Doktor mehr stande, als hinter anderen Leuten, und sagte Ja. Und nun wurde die Angelegenheit in der impulsiven und selbstherrlichen Art Ott's vollends erledigt. Als der Vater Stempeneien machte und wenigstens die Hochzeit möglichst weit hinausgeschoben wissen wollte, ließ der

ihr Wirklichkeitsinn, ihre Geduld und Treue beruhigten seine stürmische Seele immer wieder, und auch äußerlich war sie es, die den Haushalt in bedrängten Tagen aufrecht hielt.

Ott's Frau darf den herrlichsten Poetenfrauen der Literaturgeschichte zur Seite gestellt werden; man ist vor allem versucht, an Schillers Lotte zu denken, nur daß jene die schwerere Aufgabe und die stärkere Natur hatte. Groß im Schweigen, im sich Anpassen und Dulden,



Schloß Eugensberg bei Mannenbach. — Besitzer Herr Saurer in Arbon.

„Chaibedokter“ einfach eines Tages „verkünden“, und am 31. Mai 1869 war die Hochzeit.

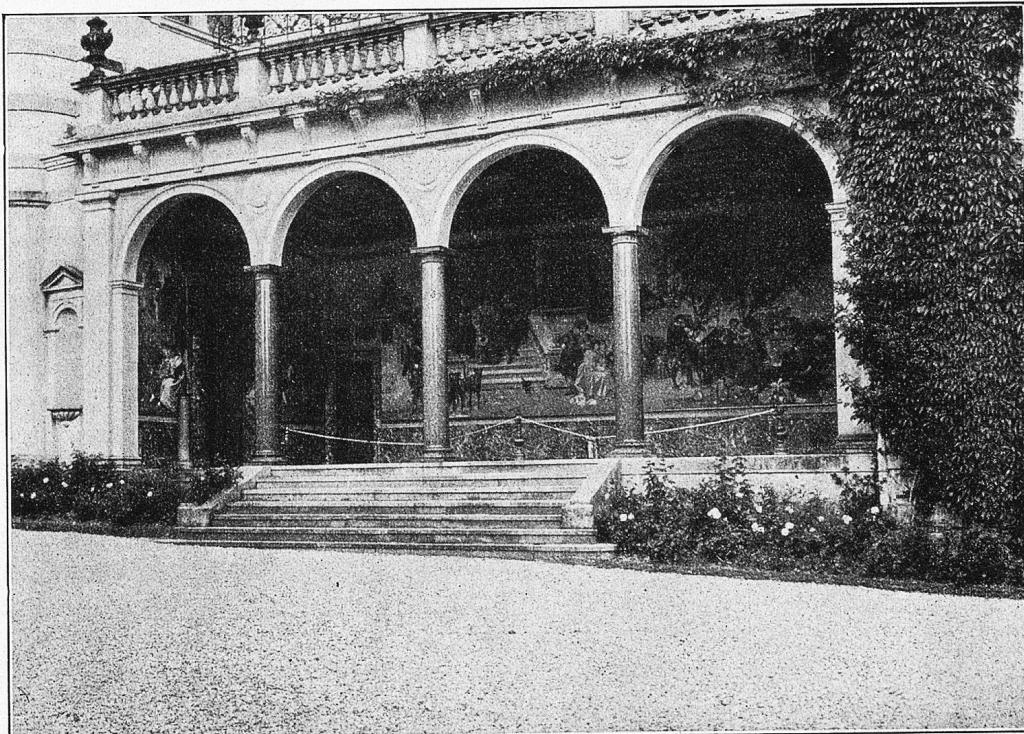
Mit dieser seiner Heirat hatte Ott einen vollen Glückstreffer gemacht; sie war sozusagen die Grundbedingung seiner Weiterexistenz. Nicht umsonst hatte er gehofft, in der Ehe von der Unstetigkeit und Zerrüttung seines Jugendlebens loszukommen. Wohl konnte auch seine Frau sein Naturell nicht ändern; die Ehe Ott's war, wie die Schubarts, „die Verbindung des Sturms mit der Stille“, und gerade im Anfang derselben scheint er nicht selten noch ein rechter Feuerteufel gewesen zu sein. Aber bald zeigte sich die stille Wirkung des Wesens seiner Frau auf ihn. Das Einfach-Ruhige, gleichmäßig für ihn Sorgende, ihre Tätigkeit als Hausfrau und Mutter,

wenn des Dichters Feuerseele in hellen Flammen ausbrach, unermüdlich im Dienen und Helfen und aus dem Wege Räumen, wenn es galt, das so labile Gleichgewicht seiner Seele nicht zu stören oder es wiederherzustellen, bot sie ihm zugleich in ihrer natürlichen Schönheit, ihrer gesunden, frischen Weiblichkeit, ihrer holden Naivität eine Fülle poetischer Anregung und war selbst bei allem Sinn für die Realitäten des Lebens voll Verständnis für seine Ideale und voll Begeisterung für seine Poesie.

Er wußte aber auch, was er für einen kostbaren Schatz an dieser engelsguten und zugleich starken und tapferen Frau besaß. Gewiß spielte eine gesunde Sinnlichkeit keine geringe Rolle in Ott's Liebe zu seiner Frau; er nennt sie seine

kleine Heckenrose, die er sich gepflückt und an die Brust gesteckt zum Schmuck beim Gastmahl des Lebens. Aber zahllose Auszüge zeigen, daß seine Liebe tiefer gegründet war, daß er auch ihren inneren Wert vollauf zu schätzen wußte. Er wird nicht müde, sie und sein Glück mit ihr zu preisen. Die Geliebte hat ihm „die Quellen des Herzens, die die Menschen verschütteten, wieder sprudeln, die Blumen, die die Welt unter Dornen und Disteln ersticke, wieder er-

Ausbrüchen, bei denen er alles vergaß; aber sie wußte ihn mit unendlicher Geduld und bewundernswertester Weisheit zu behandeln, so daß er immer wieder in Reue sich zu ihr fand. Als er schon ein gebrochener und schwerkranker Mann war, rang sich ihm, in eigenen Schmerzen um das Leben des todkranken Weibes sorgend, der Notschrei über die Lippen: „Nur mein Annenli laß mir nicht sterben, du grausames Schicksal, nur das nicht!“ Der Dichter aber hat ihr in



Die Säulenhalle mit Oelmalereien auf Tastel.

blühen lassen zu einem neuen Frühling, zu einem Frühling ohne Ende“; sie bringt ihn dazu, „an eine Vorsehung zu glauben, wenn ich sehe, daß ich von einem Engel geliebt werde, der mir vom Himmel gesandt scheint.“ „Alles mangelt mir, wenn du mir fehlst!“ „Ich küssé dich, meine einfache, edle Kinderseele, mein kostbarstes Eigentum, meine Anna, du, mein Weib und Kind zugleich, du meine süße Gefährtin im Leben, du meine Freundin, meine Retterin, du meine Freudenbringerin, du mein Alles.“ Wie weich und zart ist da der „wilde“ Mann! Auch in seinem späteren Leben rühmte er sie immer wieder, die des Ruhmes in ihrer Bescheidenheit nicht begehrte. Wohl fehlte es auch ihr gegenüber nicht an dramatischen Szenen, ja wilden

seinen Werken versteckt und offen oftmals die Huldigungen seiner Liebe und seines Dankes dargebracht. So heißt es in den „Gedichten“:

„Hätt' ich die Muse nicht und meine Frau,
Die Welt wär' grau.
Sie sind sich nah' verwandt:
Gefommen beide
Aus einem seligen Land
Zu Trost im Leide.
Und ohne sie entsteht der Lieder keins,
Denn sie sind Eins;
Die Muse schweigt, wenn mir das Weib
entflieht,
Wenn die Geliebte stirbt, so stirbt mein Lied.“
Das Lied starb — vor der Geliebten; aber ihre Treue starb nicht.

Auch das Aenneli beteuerte in manchem herzigen Brief ihre Liebe zu ihrem „Herkäfer Noldili“, zu ihrem lieben, guten, teuren Arnold. „Glück oder Unglück — du bist es, den ich am meisten liebe!“ Sie durfte dafür ein Frauenleben von seltener Tiefe und Größe, freilich auch von seltener Aufopferung leben.

Die beiden Onkel in Schaffhausen waren erst ungehalten über die Wahl, die der eigenwillige Neffe getroffen hatte; sie hatten ihm in bezeichnender Sorge schon etwas anderes bereit gehalten. Aber als sie das Aenneli näher kennen gelernt hatten, mußten auch sie ihren Wert anerkennen. Onkel Georg namentlich war böse darüber, daß Arnold ihm seine Absicht bis zur Hochzeit verheimlicht hatte, und er gab seinem Unwillen in Mann und Frau beleidigenden Briefen Ausdruck. Ott war die eingetretene Entfremdung unerträglich; aber sein Stolz hielt

ihn monatelang davon ab, den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun. Schließlich aber hält er es nicht mehr aus, und er schreibt dem Manne, dem er so viel verdankte, einen rührenden Brief. Er erinnert ihn an das Glück seiner Kindheit, das sie in gegenseitiger Liebe genossen, schildert ihm, wie er in seiner Frau alles gefunden, was er von ehelichem Glück erwartet habe. Er wolle alles Beleidigende vergessen und der Onkel möge verzeihen und so beide den öden Platz im Herzen ausfüllen, den ihm selbst, wie dem Onkel, doch sicher die Entfremdung gelassen habe. Da mußte auch Onkel Georg seinen Großfahren lassen; er wußte, was für eine Überwindung dieser Brief den selbstherrlichen Neffen gekostet hatte. — Auch Ott's Mutter war nicht erbaut, als sie von der Heirat des Sohnes mit der „schönen Arbeiterin“ vernahm; aber nachdem sie diese bei einem mehrwöchigen Besuch in Locle persönlich kennen gelernt hatte, „verküßte sie sie den ganzen Tag.“

Die Hochzeitsreise des jungen Paares ging nach München, wohin die Sehnsucht nach künstlerischer Anschauung den kunstbegeisterten Mann zog. Man war den ganzen Tag in den Galerien, und abends ging's ins Konzert oder ins Theater, wo besonders eine Aufführung der „Räuber“ einen tiefen Eindruck auf Ott machte. Auf der Heimreise hielten sich die beiden noch ein paar Tage in Heiden auf, um die heimatlichen Berge zu genießen. In überquellendem Glücksgefühl spielte er hier Komödie mit seiner Frau. Er stieckte diese in Schwarzwäldertracht, in der er sie am liebsten sah, weil sie ihr besonders gut zu Gesicht stand, und sagte den Leuten, sie sei nicht seine Frau, nahm auch separate Zimmer für sie und sich, lockte und reizte die anwesenden männlichen Gäste, bis einer Lust zu einem Liebesabenteuer bekam, wartete dann hinter der Tür seines Zimmers, und als der Verliebte heranschlich und an die Türe des vermeintlichen jungen Mädchens pochte, stürzte er hervor und waltete den Don Juan gehörig durch. Das Theaterspielen lag eben von Natur in seiner Seele. Das selbe Spiel inszenierte Ott ein paar



Im Schloßhof von Castel.

Jahre später noch einmal auf einer Ferienreise an den Genfersee, nur daß hier die Täuschung mehrere Tage dauerte, so daß eine bedenkliche Herzensnot des ernsthaft Verliebten die Folge war.

Von der Hochzeitsreise heimgekehrt, lebte nun das junge Paar das Maienglück seines Ehelebens. Wohl hatten beide wenig in den neuen Hausstand mitgebracht, er, außer dem, was er tagtäglich verdiente, nichts als einen alten, mit Fell überzogenen Koffer, worin sich ein Sammetflaus, ein paar rote Tuchpantoffeln, Fechtstulpen, Rapiere, ein Dutzend Pfeifenköpfe und ein paar hundert Liebesbriefe befanden. Über Sorgen machten sie sich keine, und als er einmal ein Bierglas voll Fünfliber verdient hatte, dünkteten sie sich die Herren der Welt. Sie waren unzertrennlich und glücklich wie die Kinder. Wurde der Arzt in eines der benachbarten Dörfer gerufen, so begleitete ihn seine Frau, mit hübschen Volksliedern ihm den Weg verkürzend. Auch sonst zogen sie gerne mit laut jubelndem Gesang durch Wald und Flur. Ott hatte eine angenehme Baritonstimme, ehe er sie „verrauchte“. Kamen Ferientage, so machten sie jetzt und später weite Fußwanderungen, durchstreiften den Schwarzwald und die Schweiz, fröhliche Lieder singend, wenn sie in heller Morgenfrühe durch den Wald zogen, bei Freunden

einkehrend oder auch das Nachtlager suchend, wo es sich gerade fand, auf offenem Feld oder in einer Scheune. Besonders im Schwarzwald so zu marschieren, war ihm ein Hochgenuß. In der Romantik dieser Täler mit ihren dunklen Tannen und rauschenden Wasserfällen und ihrer naiv einfachen Bevölkerung, wo auch die Kindesnatur seines Aenneli so recht zum Ausdruck kommen konnte, fern von der Welt, die ihn so oft störte und reizte, zusammen mit dem Glück seines Lebens, da war er fröhlich wie ein Kind und restlos glücklich. „Unsere Schwarzwaldtour“, berichtete er einmal Freund Wettstein, „ist prachtvoll abgelaufen: Sonne überall, am Himmel, im Gemüt, im Gesicht, dunkle, wirr verschlungene Wälder, Seen, still und tief wie ein Kindergemüt, singende Vögel und Menschen mit Sonntagsgesichtern, samtgrüne, einsame Waldlichtungen, daraus hier und da ein Wild so treuherzig hereinschaut, als ob es noch nie Menschen gesehen, frische Bergluft, die so belebend macht, wie der Hauch Gottes bei der Belebung Adams, billige Wirtshausrechnungen und einen Wein, so funkeln goldig und feurig, als tränke man der Sonne glühende Wahrheit — und über dies alles noch ein paar treue blaue Augen, blaue Wunder naiver Liebenswürdigkeit — dem Aenneli seine! —“

Wenn wir essen . . .

Von Hanns Günther, Rüschlikon*.

(Schluß.)

3.

Und was geschieht mit den brauchbaren Teilen der Nahrung, die gelöst und von den Darmzotten aufgenommen worden sind? Diese Frage führt uns zur Besprechung einer neuen merkwürdigen Einrichtung: des genialen, mit Filtern, Verteilungsleitungen, Sammelröhren und einer mächtigen selbsttätigen Pumpe ausgerüsteten „Pumpwerks“, das wir in uns tragen. Die Wissenschaft nennt es „Blutkreislauf“. Mit seinem Wesen macht uns Abbildung 5 vertraut, in deren unterem Teil wir zunächst wieder das Darmsystem sehen, das mit seinen Zotten die Aufnahme der für gut befundenen Nahrungsstücke in dem Körper besorgt. Jede einzelne Zotte ist mit einem Netz feiner Äderchen umspinnend, die mit Blut gefüllt sind und zu größ-

eren Ädern führen; diese vereinigen sich mit ihren Genossen von den anderen Zotten, bis schließlich alle in eine einzige große Röhre, die Pfortader, münden, die zur Leber geht. Die Nahrungsflüssigkeit macht denselben Weg, denn sie wird in den feinen Äderchen vom Blut aufgenommen, und von ihm — das sich in fortwährender Bewegung befindet — mitgeführt. Kann man ein besseres Verfahren erdenken, um eine leicht verderbliche Flüssigkeit, wie sie die vom Darm gelieferte Nährlösung darstellt, schnell von einem Ort zu einem andern zu bringen?

Unsere Bewunderung vertieft sich noch, wenn wir die dabei sich abspielenden Vorgänge näher anschauen. Nicht allein, daß das ganze Röhrensystem, in dem der Blut- und Nahrungstransport vor sich geht, genau nach den Grundsätzen des kleinsten Kraftverbrauchs gebaut ist: mit glatt ausgekleideten Innenwänden, die den ge-

*) Abbildungen aus Hanns Günther, „Wunder in uns“. Vergleiche die Fußnote in voriger Nummer.